

# DER SPIEGEL

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

Neunzehnter Jahrgang.



Redacteur: Sam. Rosenthal.

Verleger: Fr. Wiesen's Witwe und S. Rosenthal.

1846.

Pesth und Ofen, Sonnabend, 25. April.

33.

### Die beiden Reisenden.

Nach dem Englischen des Piercy C. St. John.



#### 1. Das weiße Kreuz.

In einer der engen, schmutzigen u. ekelhaften Straßen, an denen die Altstadt von Paris einen wahren Ueberfluß hat, liegt ein Gasthaus niederen Ranges, das gewöhnlich nur von Reisenden geringeren Standes benutzt wird. Dieses Gasthaus ist oder vielmehr war unter dem Namen „das weiße Kreuz“ bekannt und bot denen, die in demselben einkehrten, nur geringe Bequemlichkeit; im untern Stok bestand es nur aus einem Zimmer für die gewöhnlichen Gäste und aus einer Küche, welche der Wirth und die Wirthin zu ihrem Gebrauche inne hatten. In dieser Küche befand sich zuerst ein großer Feuerherd, ein großer viereckiger und schwerer Tisch mit einem hölzernen Gestelle, in dem Kasserollen und andere Küchegeräthe aufbewahrt wurden, und außerdem eine große und schwerfällige Kommode, in der mehr Kleidungsstücke und Leinwandzeug Platz hatten, als zum Hausbedarf im „weißen Kreuze“ nöthig war. Außerdem hatte sie noch eine andere Bestimmung, wie wir bald sehen werden.

An einem Abende, etwa ein Jahr nach der Restauration der Bourbonen, saß Madame Leroux, die entschlossene und männliche Hauswirthin, in ihrem Armstuhle dem Feuer gegenüber und nickte von Zeit zu Zeit ein, wie es starke Frauen wohl zu thun pflegen. Ein appetitanregender Dampf, der aus den Töpfen u. Kas-

serollen aufstieg, verrieth, daß stille Vorbereitungen zum Nachtessen gemacht wurden, während die Messer, Gabeln und zinnernen Teller und Schüsseln auf dem Tisch andeuteten, daß verschiedene Personen an dem Mahle Theil nehmen würden. Mad. Leroux war jedoch nur eine passive Beobachterin dieser Vorkehrungen, denn wenn sie nicht schlief, schien sie in Gedanken vertieft, die weit über diese irdische Dinge hinausgingen. Nicht so die andere Person, die noch in der Küche gegenwärtig war. Auf der, von dem Boden des Zimmers etwa fünf Fuß hohen Kommode saß nämlich ein kleiner Mann, dessen Gedanken offenbar zwischen dem Nachtessen, dessen Geruch ihm in die Nase stieg, und dem Kleidungsstück getheilt waren, welches er eben ausbesserte. Bei dem Scheine eines Lichtstümpchens, das aus Oekonomie in eine Flasche gesteckt war, handhabte der kleine Schneider die Nadel mit einer, an Verzweilung gränzenden Anstrengung, die peinlich anzusehen war. Es lag etwas Beängstigendes in dem offenbar ungewöhnlichen Fleiße des Mannes. Sein Auge bewegte sich unruhig, wie wenn er befürchtete, vom Schlaf überfallen zu werden. Dann zog er den appetitlichen Dampf, der ihm ein „Sahäischer Wohlgeruch von gewürzreicher Küche“ zu sein schien, in die Nase, um sich hierdurch wach zu erhalten und zur Arbeit anzuspornen. Jetzt sah er, wie die Hausfrau, indem sie einnickte, sich seitwärts beugte, und indem er sich einbildete, ihr Schlummer sei nur Verstellung, nähete er mit doppeltem Eifer darauf los. Das Stillschweigen, das zwischen beiden Personen beobachtet wurde, mochte wohl eine halbe Stunde gedauert haben, als ein etwa siebenzehnjähriges Mädchen, eine artige Brünnette, mit einem klugen sprechenden Blicke, ins Zimmer trat und die Hausfrau leise auf die Schulter klopfte. — „He, was gibt's? Ah, Sie sinds, Cäcilie? — „Wenn es Ihnen ge-

fällig ist, Madame; es sind so eben zwei Reisende ins Gastzimmer getreten, die Betten und Nachteffen verlangen. Sie sind besser gekleidet als unsere gewöhnlichen Gäste.“ — „Welken Sie die Herren hierher,“ sagte Madame Leroux, indem sie sich stolz erhob. „Sie hätten, denk' ich, nicht nöthig gehabt, damit zu warten, bis Sie mich gefragt. Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ein.“ — Als sie diese Worte gesprochen, traten die beiden Männer, die bereits Cäcilien gefolgt waren, in die Küche. Der Eine war ein Mann von mittleren Jahren, mit einem mürrischen, blaffen Gesichte und einem starken Schnurrbart; er trug einen schweren Ueberwurf und hatte seinen Hut tief in die Augen gedrückt; der Andere, ein junger, nicht starker, aber ebenfalls finster aussehender Mann, war einfach gekleidet und trug einen Tornister auf seinen Schultern. Man sah es ihm an, daß er eben die Dilligence verlassen hatte. Der Erste ging auf den Heerd zu, setzte sich in den Armstuhl, den Madame Leroux eben verlassen hatte, warf seinen Dberrock ab, rückte dem Feuer näher u. machte sich bequem, während der Andere mit etwas mehr Bescheidenheit Cäcilien um einen Stuhl bat, neben welchen er sein unbedeutendes Gepäck hin legte; er setzte sich dann mit einem gewissen zurückhaltenden Wesen nieder und streckte seine Hände aus, um sie an dem behaglichen Feuer, das zugleich die Küche erhellte, zu erwärmen. — „Cäcilie,“ sagte Madame Leroux, „sorgen Sie für Nachteffen und rufen Sie Leonard und Julius herbei.“ — Die beiden genannten, dem Laster des Trunkes ergebene Männer, traten ein. Es waren junge Handwerker der besten Klasse und geschickte Arbeiter; sie verdienten viel Geld, welches sie im „weißen Kreuz“ durchbrachten und wo sie auch, da sie Landleute waren, wohnten. Wenn wir noch hinzufügen, daß sich beide um die Gunst Cäcilien bewarben und schlechte Subjekte erster Sorte waren, so haben wir Alles gesagt, was sich über ihren Charakter bemerken läßt.

Der ältere Reisende sah das Paar, als er eintrat, mit sehr ungünstigen Blicken an, während der jüngere gar keine Notiz von ihnen nahm. Madame Leroux empfing sie, als ihre besten Kunden, sehr zuvorkommend. Sie setzten sich zu Tisch und zwar Jeder zur Seite des freundlichen Mädchens. Ein Stuhl blieb leer. — „François,“ sagte Madame Leroux in strengem Tone, „sind Sie mit den Beinkleidern fertig?“ Diese Worte waren an den kleinen Schneider gerichtet, der, während dies Alles vorgegangen, immer noch auf der Kommode sitzen geblieben war. — „Ich habe noch einen Stich zu machen,“ antwortete der Kleine in demüthigem Tone. — „So machen Sie!“ — „Jetzt bin ich

fertig.“ — „Cäcilie, stellen Sie den Fußschmel hin, damit François herabsteigen kann.“ — Dies sprach Madame Leroux mit der Würde einer Königin, und der ältere der Fremden war kaum im Stande, das Lachen zu unterdrücken. — „Ist der Herr Ihr Kind?“ fragte er, indem er mit einem stolzen Blicke die ganze Tafel überfah. — „Herr,“ antwortete die Dame in möglichst imponirender Weise, „François ist mein Ehemann.“ — „O, dann bitte ich zehntausendmal um Entschuldigung,“ rief der Fremde ernst. „Ich glaube, die junge Dame, die Ihrem Ehegatten so zärtlich beisteht, sei jedenfalls ihre Tochter.“ — „Cäcilie ist ein Findling; wenigstens sagt François so,“ bemerkte die Dame spizig. — Der Fremde stuzte und schwieg, während der junge Mann mit Verwunderung seine Augen auf das Mädchen richtete und sie mit einiger Aufmerksamkeit ansah. Leonard und Julius unterhielten sich während dieser Zeit über die Vortrefflichkeit ihres Nachteffens und zogen es vor, sich über die Szene zu belustigen, die sich jeden Abend zum Unglück für den armen François Leroux zutrug. Madame Leroux, welche immer die Hauptsache im Auge behielt u. das Regiment im Hause führte, hatte sich angewöhnt, ihrem Mann, der seines Handwerks ein Schneider war, täglich eine gewisse Arbeit vorzuschreiben, und ehe er diese nicht vollendet, wurde er nicht zu Tische gerufen. Der kleine demüthige Mann fügte sich, äußerst seltene Fälle ausgenommen, willig in diese Anordnung, zumal es für ihn äußerst peinlich war, aufzustehen. Jetzt näherte er sich dem Tische und schlüpfte auf seinen Stuhl, ängstlich bemüht, nicht bemerkt zu werden, und aß dann mit großem Appetit von den Speisen, die ihm Cäcilie mit vieler Sorgfalt vorlegte.

In diesem Augenblicke trat ein Pakträger in die Küche, der einen großen Mantelsack auf seinen Schultern trug. „Logirt hier Herr Amadis St. Barbe?“ fragte er, indem er seinen Hut berührte. — „Der bin ich,“ sagte der ältere Fremde; „tragt diesen Mantelsack auf mein Zimmer u. hier sind 40 Sous für euch. Wollen Sie so gut sein, Mademoiselle,“ fügte er hinzu, als er bemerkte, daß Cäcilie dem Pakträger den Weg zeigen wollte, „und mir den Schlüssel zu meinem Zimmer zurückbringen?“ Während er dies sprach, sah er mit einem höhnischen Blicke auf die beiden Handwerker. — Leonard u. Julius hatten die Verhöhnung wohl bemerkt, sie gaben sich aber den Anstrich, als hielten sie es nicht der Mühe werth, Notiz davon zu nehmen. Das Nachteffen wurde nun nicht weiter gestört. Cäcilie setzte sich neben den jüngeren Fremden, der den Platz Leonard's eingenommen hatte; denn dieser war näher an Julius herangerückt und sprach mit diesem leise

über das spöttische Benehmen des Herrn Amadis. Der Letzte wandte sich jetzt, ohne die beiden Handwerker weiter zu beachten, an seinen Reisegefährten. — „Es ist wunderbar, Herr Graf,“ sagte er, „daß wir beide dieses Gasthaus gewählt haben.“ — „Durchaus nicht!“ entgegnete der junge Mann ruhig, dessen ganzes Wesen verrieth, daß er ein Graf sei. „Sie sagten mir, Sie wollten ins „weiße Kreuz“ gehen, und ich war bereit, Sie zu begleiten, da ich hier in der Nähe Geschäfte habe.“

Der Rang des jungen Grafen, auf den jetzt Aller Augen gerichtet waren, war seinem Reisegefährten zufällig durch den Gruß eines andern Reisenden zu Noß, der an der Diligence vorbeiritt, verrathen worden. Sein Name war ihm aber unbekannt. — „Meine Geschäfte sind hier ganz in der Nähe,“ bemerkte der Andere, offenbar in der Erwartung, der junge Edelmann würde sich auf weitere Erklärungen einlassen. — „So!“ entgegnete der Graf; „dann glaube ich, daß ich einige Tage hindurch das Vergnügen haben werde, in Ihrer Gesellschaft zu sein.“ — „Ich werde über diese Ehre sehr erfreut sein,“ entgegnete Amadis, indem er sich auf die Lippen biß. — „Wenn es Ihnen gefällig ist, Madame Leroux,“ bemerkte der Graf, indem er sich erhob, „so möchte ich mich auf eine Stunde auf mein Zimmer zurückziehen, um von den Anstrengungen des Tages etwas auszuruhen.“ — „François,“ rief die Dame spizig, als Cécille sich beeilte, die Thür zu öffnen, „zeigen Sie dem Grafen sein Zimmer. Cécille, Sie habe ich nöthig. Ich will noch zur Madame Frcours gehen.“ — François erhob sich demüthig, um den Grafen auf sein Zimmer zu begleiten. Als sie die Thür desselben erreicht hatten, wandte sich der junge Mann um, dankte seinem Führer und sagte zu ihm: „In einer Stunde wünsche ich Sie allein zu sprechen. Außern Sie sich darüber gegen Niemand. Der zweite August 1802.“

Der kleine Mann war bestürzt, bleich und zitternd blieb er an der alten gebrechlichen Treppe stehen. Er wollte dem Grafen eine Antwort geben, dieser aber zog sich rasch in sein Zimmer zurück und verschloß die Thür. François stieg demnach die Treppe herab, und schloß sich mit so viel Fassung, als er zu erringen vermochte, wieder der Gesellschaft in der Küche an. Madame Leroux und Cécille hatte sich für einen Ausgang bereits angekleidet. — „François,“ sagte seine Frau mit strenger Miene, „hier sind die Schlüssel. Sorgen Sie Niemanden etwas, und erinnern Sie sich, daß Jabot noch zwölf Sous schuldig ist; er gehört zu den Leuten, denen man nicht einen Pfennig anvertrauen kann.“ — „Sehr wohl!“ antwortete der kleine Mann mit Unterwürfigkeit, u. seine ängst-

lichen Gesichtszüge heiterten sich auf bei der Aussicht, einige Stunden ein freier Mann sein zu können. Während der Abwesenheit seiner Gehälfte spielte der kleine Mann die Rolle eines Selbstständigen. Als diese sich daher mit Cécilien kaum entfernt hatte, erhob er sich, trat an den Feuerheerd und wandte sich an den Fremden. — „Sieht es gut im Lande aus?“ — bemerkte er in etwas schulmeisterlichem Tone. „Ich habe gehört, es biete einen vielversprechenden Anblick,“ entgegnete Amadis St. Barbe, und sich dann zu ihm hinneigend, flüsterte er: „Ich möchte mit Ihnen allein sprechen. Der zweite August 1802. Schaffen Sie jene beiden Burschen fort.“ — François Leroux war wie versteinert. Sein Auge schweifte wild im Zimmer umher, gleichsam als befürchtete er, irgend eine schreckliche Erscheinung werde sichtbar werden und sich ihm gegenüber stellen. Indeß schon nach einigen Augenblicken gewann er seine Fassung wieder und unterrichtete jene Beiden, daß der Fremde ihn allein zu sprechen wünsche. Leonard und Julius bemerkten mürrisch, daß sie sich nicht in Geheimnisse eindrängen wollten und verließen die Küche.

(Fortsetzung folgt.)

### Korrespondenz.

Leipzig (13. April). Die Besprechung u. Würdigung einer wichtigen, von der sächsischen Regierung patentirten Erfindung, dürfte den Lesern Ihres Blattes willkommen sein. S. C. Bill aus Kopenhagen erfand einen chemischen Apparat, mittelst dessen jede Gravirung und Radirung auf Metallplatten in einen erhabenen Stempel umwandelt wird. Dieser Stempel gewährt den Vortheil, jede beliebige, gravirte Zeichnung nicht nur auf Kupferdruckpressen, sondern auch auf Buchdruckerpressen abdrucken zu können. Diese Erfindung wird „Chemithypie“ benannt und ist von großem praktischen Nutzen, sowohl bezüglich der schnellern Vervielfältigung jeder Radirung, als auch der Billigkeit des Abdrucks. Die „Chemithypie“ leistet Alles, was die Holzschnidekunst liefert und Vieles sogar, was diese nie erreicht. Der Holzschneider ist angewiesen, durch mechanische Fertigkeit jede Zeichnung nachzuschneiden, wie selten aber gelingt es ihm mit dem Graveurinstrumente den Schattirungen der Zeichnung getreu zu folgen, was die entstellenden Nachbildungen illustrirter Porträts, Gegenstände aus den Naturreichen u. aus der Architektur, am deutlichsten nachweisen — während die Chemithypie eine getreue, ganz originelle Wiedergabe der radirten Zeichnung liefert. Durch einen hier beigelegten Abdruck der Chemithypie aus den zartesten Gewächsen des Pflanzenreichs, wer-

den Sie die Nettigkeit und Zweckmäßigkeit des selben am besten entnehmen. Die Erfindung ist bereits so weit gediehen, daß Herr Will die renommirtesten Holzschneide-Künstler zur Wette auffordert, ihm einen beliebigen Abdruck zu liefern, von einem Holzschnitt, den sie selbst gemacht; er liefert ihnen eine gleiche Chemitypie — von beiden sollen Kopituren genommen werden und es muß sich herausstellen, daß die, genommen von der Chemitypie, jene vom Holzschnitt an Eleganz u. Originalität weit übertreffen. Bei dem Aufschwunge der bildenden und schönen Künste im gesegneten Ungarlande dürfte die Anwendung dieser Erfindung manche bisher vermiste Vortheile gestatten. Der Erfinder ist bereit, Jedem, der sich für die Chemitypie interessirt, auch auf briefliche Anfragen, gewünschte Auskunft und Proben zu liefern. Die Buchhandlung von G. S. Friedlein wird portofreie Anfragen am schnellsten berücksichtigen.

Robert B. . . n.

### Theater- und Musikzeitung.

Linz (im April). Die Zeit ist herangenaht, wo in allen Theilen unserer Hauptstadt ein reges Leben herrscht. Die Ostermesse hat begonnen u. zahlreiche Fremde beleben die eben so zahlreichen Gasthöfe von Linz. Konversationen, Reunions, Soirees und wie die Belustigungen alle heißen mögen, sind an der Tagesordnung und selbst unsere Schaubühne ist seit der Eröffnung reich an Manigfaltigkeiten. Von den neuengagierten Mitgliedern sehen wir bereits die Damen: Königsberg und Böllner, von den Herren: Ulram, Konradi und Stahl. Hr. Ulram betrat am Eröffnungstage des renovirten Theaters, als Bürgermeister, in Lorhings Oper: „Ezar und Zimmermann“, die Bretter und bewährte sich als ein tüchtiger Bass-Buffo mit wohlbedachter Komik — bis auf die Schlussszene. Minder gelungen dagegen war seine zweite Darstellung als Churfürst, in Bauernfelds „deutschem Krieger“; übrigens bleibt Hr. Ulram für jede Provinzbühne, wo Vielseitigkeit unter die empfehendsten Eigenschaften eines Schauspielers gehört, eine tüchtige Acquisition. Herr Konradi, von Graz, gab den Obristen Göze, im „deutschen Krieger“, mit Ausdruck, Wahrheit und wirksamer Kraft, sein Spiel war das eines denkenden routinirten Schauspielers, doch fehlte in manchen Stellen und besonders in den Szenen mit Mad. La Roche, der männliche, ritterliche Typus, der Göze charakterisirt. Hr. Konradi wurde mehrmals gerufen u. dürfte, nach diesem ersten Auftreten zu urtheilen, das Fach des Helden vielleicht genügender als sein Vorgänger vertreten. Ferner sahen wir Hrn. Stahl als Hans Sachs. Hr. Stahl, von

Graz kommend, ist für das Fach jugendlicher Liebhaber engagirt, es fehlen ihm jedoch leider zwei Hauptsachen, die bei diesem Fache durchaus nicht fehlen sollen, diese sind: ein gefälliges Aeußere u. ein angenehmes Stimmorgan. Was sich bis jetzt schließen läßt, verräth Herr Stahl viel Eifer und Liebe für die Kunst, doch mangelt seinem Vortrage die gehörige Deutlichkeit, die richtige Auffassung (wenigstens bei dieser Rolle) und seiner Deklamation jene strenge kunstsinige Richtung durch begründet hervorhebende Betonung der Worte. In eben demselben Stücke gab Dem. Königsberg, vom Theater an der Wien, als Kunigunde ihre erste Debutrolle. Sie ist für das naive jugendliche Fach engagirt und hat nebst einer angenehmen Gestalt, ein schönes Organ, eine reine richtige Aussprache, genaue Bühnenkenntniß und eine gute Auffassungsgabe des vorzustellenden Charakters. Jedoch ist die Erinnerung an die liebliche Eppert noch zu sehr bei dem hiesigen Publikum im frischen Angedenken, daß man ihre Darstellung nicht in dem Grade würdigte, als sie es wahrhaft verdiente. Am 17. brachte uns das Repertoire Nestroys „Talisman“, worin Dem. Böllner, ebenfalls von Graz, als Lokalsängerin debutirte. Wer die gediegenen Leistungen der Dem. Böllner, welche früher hier diesen Platz ausfüllte, kannte, wird wol die schwierige Stellung ihrer Nachfolgerin ermessen können. Nebstdem ist aber schon an und für sich das Fach einer Lokalsängerin ein sehr schweres und fordert viel Routine, natürliches Genie und sorgfältiges Studium, soll der Vortrag der meist sehr zweideutig u. auf die Spitze gestellten Worte in Lokalspielen nicht ein das Publikum indignirender werden oder wol gar zur Gemeinheit herabsinken. In ihrem ersten Debut entwickelte Dem. Böllner viel Gewandtheit u. theaterallisches Leben; doch war die zu rothige Laune dem Charakter ihrer Rolle, als Gänsehüterin Salome, welcher der eines schüchternen, einfältigen Landmädchens ist, durchaus nicht angemessen. Ihre anmuthige Persönlichkeit und der nette Vortrag der eingelegten Lieder bewirkte einen allgemeinen Beifall u. mehrmaligen Hervorruf. Am 18. tritt Dem. Weinmüller, k. bairische Hofopernsängerin, als neuengagirtes Mitglied, in Donizettis „Regimentsdochter“ auf.

Markus.

\* Der Nürnberg. Korresp. schreibt Folgendes aus Paris: „Durch die meisten deutschen Blätter läuft seit einigen Tagen ein, der Wiener Theaterzeitung entnommenes Geschichtchen von Friedel, wie Raimund als Zeuge eines wirklichen Vorfalls in Gutenstein auf den Gedanken gekommen sei, seinen „Verschwender“ zu schreiben. Solche Geschichtchen lassen sich nun a posteriori ganz gut erfinden und dichterisch aus-

schmüken. Leider müssen wir dieses Mal Hr. Friedel berichtigen, und ihm die wahre Quelle des Verschwenders angeben. Raimund suchte sich seine Stoffe gewöhnlich in der ältern französischen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts. So ist das ganze Sujet seines „Barometermachers“ buchstäblich einem versifizirten Märchen von Bacheaumont entnommen. Das Urbild seines „Verschwenders“ aber ist das alte französische Schauspiel: Le Dissipateur, von Destouches, dessen schon Grimm in seiner Correspondance littéraire ausführlich erwähnt. Wer sich die Mühe geben will, zu vergleichen, wird finden, daß Raimund nur etwas Feen und Zauberei hinzugethan hat. — Schrecklich! auch Raimund ein Bearbeiter nach dem Französischen!“

\* Musikdirektor Louis Suth hat die Konzession zur Gründung eines von der königlichen Bühne unabhängigen Theaters in Potsdam mit der Erlaubniß der einstweiligen freien Benutzung des königl. Theatergebäudes in Potsdam erhalten.

\* Man schreibt aus Frankfurt: „Die neue Oper von Heinrich Reeb, „die schwarzen Jäger,“ ging gestern zum ersten Male bei stark überfülltem Hause über unsere Bühne. Der Komponist, der hier lebt, hatte die Genugthuung, viele Nummern der Oper beifällig aufgenommen zu sehen und am Schlusse gerufen zu werden. Die Oper enthält auch einzelne Schönheiten, ist aber für den heroischen Stoff durchweg zu lyrisch gehalten, woraus eine Monotonie entsteht, welche den Eindruck des Ganzen benachtheiligt. — Frau v. Oven (Charlotte v. Hagn) war auf der Durchreise hier schwer erkrankt, befindet sich aber auf dem Wege der Besserung.“

### Mignon - Zeitung.

Stuttgart. (Württembergischer Knabenmarkt.) Es ist eine nicht selten beobachtete Thatsache, daß wir über auffallende Gebräuche des Auslandes unsere Verwunderung aussprechen, während wir gleich oder doch ganz ähnliche Erscheinungen im Vaterlande unbeachtet lassen. So hat z. B. die Nachricht von einem zwischen Spitalfelds u. Bethnal-Green (London) bestehenden Kindermarkte seiner Zeit und jetzt noch die Kunde durch alle deutsche Zeitungen gemacht. In unserem schwäbischen Oberlande besteht nun ein ganz ähnlicher Brauch, ohne daß, so viel ich weiß, irgendwo darüber eine öffentliche Notiz gegeben wäre. Es ist dies der sogenannte „Bubenmarkt“ in der Oberamtsstadt Ravensburg an der Schussen. Hierher kommen nämlich im Frühjahr mehrere Wochen lang je alle Samstag unter Anführung eines

älteren Mannes eine große Anzahl — oft mehrere Hundert — Knaben, die sich für eine „Hastung“ von 24 kr. bis zu 6 und 8 fl., je nach ihrer Größe und Stärke und je nachdem sie schon öfter gedient haben, an die Gutsbesitzer der Umgegend zum Viehhüten verbinden. Außer der eben angeführten „Hastung“ erhalten die Knaben, welche Tag und Nacht im Freien bei dem ihnen anvertrauten Vieh zubringen, auch nicht einen einzigen Kreuzer Lohn, wohl aber nach Ablauf der Miethszeit eine komplet neue Kleidung, und zwar jedes neue Stück doppelt. Am Tage, wo ihr Kontrakt abläuft, empfangen sie noch einige reichliche Portion Stoffsich und ziehen dann, Blumen oder Bänder auf den Hüten, jubelnd in ihre Heimath, um mit Beginn des nächsten Frühjahres mit größeren Ansprüchen wiederzukehren. Viele bleiben wol auch ganz da, verbinden sich als Knechte und sehen ihre Heimath gar nicht wieder. Die größte Anzahl Knaben, die in der Regel das vierzehnte Lebensjahr kaum erreicht haben, liefert der Vorarlberg, doch kommen auch welche vom Bregenzer Walde, vom Graubündner Lande, von der italienischen Grenze etc.

**Etwas von Allem.** Das portugiesische Marineministerium sucht einen Lehrer der lateinischen Sprache für — Mozambique. Jahrgesalt 500 Milreis (1400 Gulden). Deutschland könnte im Nothfall die ganze Welt mit lateinischen Deutschen versehen. — Die Kompagnie der öffentlichen Arbeiten in Portugal sucht auch Konducteurs, welche Elementargeometrie, ebene Trigonometrie, Geographie u. Französisch verstehen — lauter Dinge, in denen die Portugiesen, einst so große Seeleute, jetzt Ignoranten sind.

\*\* Die französischen Gerichtshöfe hatten bisher die Verantwortlichkeit der Gastwirthe nur bei gestohlenen Sachen, nicht bei Geld in Anspruch genommen. Kürzlich aber wurde in Paris ein Hotelinhaber zu 6000 Frs. Schadenersatz an einen Arzt verurtheilt, der bei ihm wohnte und dem aus seinem Zimmer 5800 Fr. im Gelde und mehrere Kleidungsstücke gestohlen wurden.

\*\* Ein Brief aus Neapel im „Courrier de Marseille“ berichtet von den außerordentlichen Höflichkeiten, durch die der König von Neapel der Kaiserin von Rußland den Aufenthalt in seiner Hauptstadt angenehm zu machen sucht. Diese Zuvorkommenheit wird eigenthümlich erwidert. Jeden Tag, wenn der König sie zum Mittagessen einladet, schickt die Czarin regelmäßig Vormittags einen Kammerherrn, um den König einzuladen, mit ihr an seinem eigenen Tische zu speisen. Die Neapolitana-

ner wundern sich über diese Etiquette, die dem Könige nicht gestatten will, im eigenen Hause sich unaufgefordert vor der Czarin zu setzen, die durch ihre Gesundheit gezwungen wird, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

\* \* (Urtheil Friedrich's des Großen über spirituose Getränke.) In dem Urkundenbuche zur Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, von J. D. E. Preuß, 1832, findet sich Seite 233 folgende Anekdote: „Der Kaufmann Krüger und Komp. in Berlin bittet um Konzession und Unterstützung zur Anlegung einer Arrak- und Rum-Fabrik.“ Hierauf antwortet der König (1773): „Ich will's den Teufel thun, ich wünschte, daß das giftige, garstige Zeug gar nicht da wäre und getrunken würde.“

\* \* Ein englischer Schriftsteller behauptet, und wol mit Recht, daß die Vortheile, welche für Ostindien aus einem sich über die Halbinsel ausspannenden Eisenbahnneze erwachsen würden, gar nicht zu berechnen seien. Er beweist diese Behauptung durch eine Menge interessanter statistischer Notizen und hebt besonders hervor, daß dann das Reisen in Ostindien, das jetzt mit so vielen Mühseligkeiten u. Gefahren verknüpft sei, erst wirkliches Vergnügen bieten werde. Er führt nur die Strecke von Kalkutta bis Delhi an, die mehr als 900 (englische) Meilen, also beinahe 400 Stunden beträgt. Bei der Art und Weise, wie man jetzt reist, indem man sich nur in Balankins tragen lassen muß, braucht man, um von einem Orte zum andern zu kommen, 11 Tage und Nächte, während welcher man aber nicht ein einziges Mal ausruhen darf. Eine solche Reise kostet wenigstens 100 Pfd. Sterl., denn man braucht dazu gegen 2400 Balankinträger, von deren gutem Willen man ganz abhängt. Treffen diese nicht zur gehörigen Zeit an dem bestimmten Orte ein, so muß man oft Tage lang auf frische Träger warten. Alle diese Uebelstände hören mit den Eisenbahnen auf, die für die Bevölkerung Ostindiens eine der größten Wohlthaten zu werden versprechen.

\* \* Der Prediger Schütz aus Lissabon, welcher sich seit längerer Zeit in Berlin bemüht, für die dortige deutsch-protestant. Gemeinde den Schutz der preussischen Regierung zu erlangen, hat jetzt den Bescheid erhalten, daß der König selbst das Patronat über die mehrfach bedrängte Gemeinde übernehmen wird.

\* \* Französische Blätter berichten über eine angeblich mit dem vollständigsten Erfolg an einer in magnetischen Schlaf versetzten Patientin ausgeführte Amputation. Marie d'Albanet, ein 17jähriges Mädchen in Cherbourg, wollte sich der nothwendig gewordenen Amputation ihres rechten Fußes nur unterwerfen, wenn dieselbe schmerzlos im magnetischen Zustande vollzogen

werden könnte. Der Versuch wurde gemacht u. gelang auf das Beste. Die magnetisirte Kranke hatte während der ganzen, eine halbe Stunde dauernden Operation nicht die mindeste Empfindung; ihr Puls blieb gleichmäßig, ihr Gesicht ruhig und heiter; während des sonst schmerzhaftesten Stadiums der Amputation lächelte sie und sprach mit dem Magnetiseur.

\* \* Am 13. April wurde in der franz. Deputirtenkammer der Kommissionsbericht über die Postportoreform vorgelegt. Nach demselben soll die Landtaxe von 1 Decime wegfallen. Für die einfachen Briefe bleibt eine fünffache Taxe von 10 bis 50 Cent. nach Rayons; von baarem Gelde und anderen kostbaren Gegenständen sollen 2 proC. des Werthes entrichtet werden.

\* \* Der „Courrier français“ schreibt: Es wird für zuverlässig angegeben, daß bei dem Besuche der Königin Victoria in Paris Prinz Albert mit kön. Ehren behandelt werden soll. Es ist bekannt, daß bei der vorjährigen Reise der Königin nach Deutschland dem Prinzen bloß die einem Gliede, nicht einem Haupte der königl. Familie zukommenden Ehren erwiesen wurden.

\* \* Seit einigen Tagen zieht die Ausstattung der Großfürstin Olga die elegantesten Damen der französischen Hauptstadt in die Nothandlung des Herrn Baubrimont, Rue Vivienne. Um eine Vorstellung von der kaiserlichen Pracht dieser Ausstattung zu gewähren, wird bemerkt, daß darunter 12 Duzend mit Spitzen besetzte Taschentücher sind, von denen das Stück 5000 Fres. kostet. Ueberhaupt sind von jedem Gegenstand der Toilette 12 Duzend bestellt.

\* \* Von der Gefräßigkeit der Schlangen, die sich in den Prärien in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union aufhalten, theilt ein amerikanisches Blatt Nachstehendes mit: „Eine dieser Schlangen wurde jüngst geschossen und man fand in dem Magen derselben 18 Schwalben, die erst halb verdaut waren. Man traf dieselbe gerade in dem Augenblicke, wo sie sich auf ein Nest junger Vögel geworfen hatte, die sie verschlang, während die Alten im Kreise herumflogen und starke Töne ausließen, gleichsam als wollten sie Hilfe herbeirufen.“

\* \* Marschall Bugeaud schreibt an seinen Kommentarien über den afrikanischen Krieg, die in Kurzem erscheinen und weder die Journalisten noch die Minister in Paris schonen sollen. Bugeaud ist bekanntlich so eitel und schreibselig, wie er ein guter Soldat und Viehzüchter ist. Die Schrift wird Sturm säen.

\* \* Die barmherzigen Schwestern sind nun auch in Aegypten eingeführt. Am 5. schiffen sich auf den ausdrücklichen Wunsch des Pascha's 5 derselben in Marseille nach Alexandrien ein.

\* \* Die „Ebing. Jtg.“ schreibt aus Köln: „Gegenwärtig durchzieht ein Mann unsere Straßen, welcher in einem Käfig einen Fuchs, eine Gans, mehrere Tauben, einen Falken, mehrere Kaninchen, einen Ameisenbär, einen Affen, einen Raben und eine Katze hegt, welche Thiere sich alle unter sich vertragen gelernt haben und sich nicht einmal zanken, geschweige auffressen.“

\* \* Die Herabsetzung des Briefportos in England zeigt unter den vielen Segnungen auch die beachtungswerthe, daß sich seit dem Pennyporto in den ärmeren Stadtbezirken Londons die Briefzahl bedeutender vermehrt hat, als in der City und im Westen, wo bekanntlich die Wohlhabenderen wohnen.

\* \* (Der Segen des Eisenbahnschwindels.) Die „France“ stimmt folgendes Klagegedicht an: „Die Straßenecken von Paris sind gegenwärtig mit zahllosen Verkaufs-Anzeigen von Schloßfern, Domänen, Forsten, Hotels, Häusern, Gemädegallerien u. s. w., die seit Jahrhunderten im Besitz gewisser hohen Familien waren, bedekt. Wie man von Geschäftsmännern hört, sind die Ursachen dieser Verkäufe in dem ärgerlichen Börsen- und Eisenbahnaktienspiele zu suchen, dessen Liquidation gegenwärtig im Gange ist.“

\* \* Letzten Ostersonntag war der Kirchenbesuch in Paris so stark, wie er vielleicht an diesem Tage noch nie gewesen.

## Lokal - Zeitung.

### Theater.

Nationaltheater. Hr. Wolf, der rühmlich bekannte Tenorist, der seit zwei Jahren am k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore in Wien in ehrenvollem Engament stand, trat gestern (laut Anzeige) als neu engagirtes Mitglied dieser Bühne auf. Er gab den Gennaro in Donizettis Oper „Lucrezia Borgia“, und wir zweifeln nicht, daß er von dem kunstverständigen Publikum dieses Theaters mit Enthusiasmus aufgenommen wurde.

Deutsches Theater. Am 21. d. zum ersten Male: „Marie, oder: Eine Mutter aus dem Volke“, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiel: „der Hochzeitstag“, nach Dennery u. Mallian von B. A. Hermann. Endlich ein Stück, das allgemein gefiel; aus dem das männliche Publikum erst am Schlusse fortging, worin die Damen mehr weinten und seufzten als plauderten und flüsteren. Es ist ein langes Nährstück mit modernem Zugschnitte, ausgestattet mit vielen effektreichen u. lebenswahren Szenen, mit viel Tugend und sehr komplizirter Intrigue — u. wurde noch mehr gehoben durch gute Besetzung und gutes Spiel. Aus dem Titel und der Anlage des Stückes glauben wir, daß ein Doppelbild zu geben die Absicht des Verfassers war, aber dies rechtefertigt der Erfolg des Stückes nicht ganz, indem

nur das Proletarier-Weib in seinen Schmerzen voll ausgeführt gezeichnet wurde, während die Gräfin nur in Konturen erscheint. Auch meinen wir, eine lange Kette erschütternder Szenen mache ein solches Stück zu einer moralischen Folterkammer, was von der Aesthetik doch kaum gebilligt u. nur durch den modernen Terrorismus in der französischen dramatischen u. romantischen Literatur begreiflich werden kann. Uebrigens ist es trotz der zu düstern Linien, ein verdienstliches Volksstück, das, seinen französischen Ursprung nicht verläugnend, mit praktischem Takte, durch eindringliche rührende Gestaltung, milde Moral einhaucht. — Die Aufführung war im Ganzen eine lobenswerthe. Mad. Grill gab die Hauptrolle mit ergreifender Wahrheit, unendlichem Gefühle u. künstlerischer Auffassung. Vorzüglich war auch Hr. Stölzel als Bertrand. Hr. Bergmann (Remy), bei sonst richtiger und verständiger Auffassung, trug etwas zu viel auf. Mad. Bergmann gab sehr liebenswürdig die Gräfin, Hr. Dietrich mit Feinheit den Doktor. Das Stück, das am 23. wiederholt wurde, wird ein immer besseres Kaffeestück werden.

— D'Hello war die vierte Gastrolle unsers ausgezeichneten Gastes, Hrn. Erl (am 22. d.). Auch in dieser Parthie bewährte er den virtuosen dramatischen Sänger, begabt mit einer eben so kernigen und markigen, als umfangreichen und wohlklingenden Stimme. In jenen Momenten, die diese Parthie allen Sängern zur Auszeichnung bietet, in denen aber nur eminente Talente die gehörige Wirkung hervorzubringen vermögen, war Hr. Erl großartig und hat selbst Vergleiche mit Wild in seiner Blüthenzeit nicht zu scheuen. — Er erhielt große und verdiente Beifallsbezeugungen. — Mad. Nink ist eine excellente Desdemona. Sie führt diese Parthie mit einem so reichen Stimmfunde, mit solcher Leidenschaft und dramatischer Färbung durch, daß sie gewiß zu ihren ausgezeichnetsten Leistungen gehört. — Der dritte im Bunde war Hr. Garvens, der den Rodrigo herrlich sang. Die Fortschritte dieses mit solch einer schönen Stimme begabten jungen Tenoristen werden mit jeder Parthie sichtbar und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir diesem Sänger eine glänzende Zukunft prognostizieren. — Das Haus war leider nur mittelmäßig besucht.

— Heute, Sonnabend, ist das Benefiz des Hrn. Erl. Er gibt Mayerbeers Oper: „Robert der Teufel.“

— Hr. Erl reist zwar nach Beendigung seiner Gastrollen wieder nach Wien zurück, soll aber im Juni wiederkommen, um in der so prachtvoll ausgestatteten Oper „Don Sebastian“ mehrere Male die Titelpartie zu singen.

### Lokalbemerker.

Bei Besprechung der vielen Neubauten, die in Pest für öffentliche Anstalten theils wirklich schon im Gange sind, theils vorgeschlagen werden, kommt auch oft die Erbauung eines der Größe dieser Stadt angemessenen Posthauses zur Sprache. Das jetzige k. k. Postamt befindet sich in einem Miethhause und es wäre wol sehr wünschenswerth, wenn, wegen der täglich mehr zunehmenden Ausdehnung der Geschäfte dieses Institutes, als auch zur Bequemlichkeit des Publikums, ein eigenes, dem Umfange dieser Amtsführung entsprechendes Gebäude, dazu

bestimmt wäre. — Ein solches Gebäude müßte aber, um seine Aufgabe vollends zu erfüllen, so viel als möglich in den Mittelpunkt der Stadt placirt werden, in den entfernteren Vorstädten aber, müßten, nach dem Muster anderer großen Städte, Filial-Briefsammlungen etablirt werden, welche zu verschiedenen Stunden des Tages mit dem Generalpostamte in regelmäßiger Korrespondenz stünden. Es sind zwar alle bis jetzt verbreiteten Nachrichten von dem Bau eines eigenen Posthauses in Pesth voreilig, indem bis jetzt darin noch gar nichts entschieden ist (lächerlich ist die Angabe, daß das Postamt in das Dreißigamt verlegt werden soll) — aber, so wie sich bei uns manches Gute, wenn auch langsam, doch nach und nach Bahn bricht, so läßt sich auch hoffen, daß dieser hier ausgesprochene Vorschlag, wenigstens in Erwägung gezogen werden wird. Die Realisirung dürfte zuletzt nicht ausbleiben. **M.**

— **Bosco**, theils dem allgemeinen Verlangen nicht zu widerstehen vermögend, theils seinen Dank für die überaus gute Aufnahme, die er in beiden Städten gefunden, auszudrücken, hat sich entschlossen künftigen Montag, den 27. d., noch eine Vorstellung, zum Theil für einen wohlthätigen Zweck, in den schönen Räumen des **D'ner Sommertheaters** zu geben. Bei dieser Gelegenheit wird der bekannte Kompositur **Hr. F. Tomala**, neue von ihm komponirte Walzer, unter seiner persönlichen Leitung, vortragen lassen. Also jedenfalls ein interessanter Abend! **B.**

— **Bosco** begibt sich von Pesth über Fünfkirchen, Temesvar, Siebenbürgen bis Bukarest. — Wir machen das dortige Publikum auf diese gewiß seltene Erscheinung aufmerksam.

— Die Zahl von **Liszt's** Konzerten ist vorläufig auf sechs bestimmt. Sie werden am 30. April, dann am 3., 5., 7., 10. und 14. Mai im Redoutensaal stattfinden. Nach dem Programm (siehe die Annoncen) werden im ersten Konzerte noch keine ungarische Melodien vorkommen. Wahrscheinlich spart sich der Künstler dieselben auf später auf.

— Briefe, die wir gestern aus Wien erhielten, melden von einem großen Aufschwung der Pesther Centralbahnaktien auf der dortigen Börse. (Siehe die Course.)

— Dieser Tage wäre es in Pesth, zwischen zwei Rauchern, bald zu einem Duell gekommen. Der eine von ihnen kaufte nämlich in dem neuen Etablissement „beim König von Ungarn“ eine Inländer-Zigarre, unter dem Namen „Steeple chase.“ Schon die Benennung mißfiel dem Andern, weit mehr aber, das den ausländischen ähnliche Aroma. Als Vaterlandsfreund sah er sich sofort veranlaßt, in den Tabakladen zu gehen, und siehe da, es war wirklich eine Inländerin. **D.**

— „Das Pflaster in der Christinenstadt steht aus,“ sagte jüngst ein Pesther Müller, „als ob's in diesem Viertel Mehl regnen möchte.“ Gleich darauf — wie zur Strafe — flog ihm ein Splitter von jenen Steinen ins Gesicht, welche eben auf offener Straße von einem Pflasterer zerstampft

wurden. Der humoristische Müller erhob den von seinem edlen Blute besetzten scharfen Stein u. bemerkte höchst lakonisch: „Wenn das ein Kiesstein wäre, hätte er mich wohl nicht verletzt. Nun ich will es ihnen sagen, daß sie die Christinenstadt künftighin mit Schotter anschütten mögen. Dnedies profitirt die Stadt nichts, wenn so ein Surrogat von Steinen aufgetragen wird. Da bleibt eine Seite immer unbefahren, während das Geleise so stark abgefahren wird, daß man in zehn Jahren schier bis zu den Antipoden reichen könnte.“ **D.**

(Letztes Wort gegen eine erbärmliche Kleinlichkeit.) Wir haben zwar versprochen, uns mit dem, wahrlich von uns nicht herbeigerufenen, kleinlich-neidischen Abonentenstreit nicht mehr zu befassen; allein der Unternehmer eines Lokalblattes — daß er es diesmal selbst ist, beweisen Sprache, Styl und Logik — hat sich in seinem gestrigen Blättchen derart lächerlich gemacht, daß wir seinen Lesern den Vorzug nicht lassen können, sich alle in darüber lustig zu machen — auch unsere geehrten Leser sollen Theil daran haben. Er sagt erstens, daß wir uns mit einer sehr „komischen Finte“ der von uns angebotenen Wette entzogen hätten!! Wo haben wir das gethan? Unsere Wette steht. Nur angenommen, wahrheitsliebender Mann! — und haben Sie Dukaten, so sollen die Armen eine Freude haben. — Zweitens sagt derselbe Wahrheitsliebende, daß er in einer einzigen Kunsthandlung 229 Abonnenten habe, während dort sich für unser Blatt nur 10, sage zehn gemeldet hätten. Ob die 229 eine Wahrheit, wissen wir nicht, daß aber die 10 eine Lüge sind, ist bestimmt. Wir haben selbst in dieser Kunsthandlung mehr. Also wieder gelogen, mein Herr! — Der kolossale Witz der Sache aber ist, daß diese „einzige“ Kunsthandlung auch die einzige ist, wo jenes Lokalblatt debitirt wird, während auf unser Blatt daselbst nur nebenbei Bestellungen angenommen werden. Unser Hauptdebit besorgt die Wagner'sche Kunsthandlung — dort hat das Lokalblatt nicht eine einzige Bestellung, eben so wenig in der Miller'schen Kunsthandlung u. fast so bei Weissenberg u. s. w. Das Verhältniß steht also hier, wie eins zu 100 und weit darüber. Aber, wie gesagt, bei Postabonnten läßt sich Alles a m t l i c h u n d a p o d i k t i s c h ausweisen. Der Angriff geschah auf unsere Postabonnten und deshalb galt auch diesen ausdrücklich unsere Wette. Bei Angaben der Lokalabonnten aber kommt es auf Treu u. Glauben an, und wo es sich um Treu und Glauben handelt, da läßt man sich nicht gerne mit Jedermann ein!

Beilage: Ansicht der zu erbauenden Leopoldikirche in Pesth. (Nach dem Plane des Hrn. Architekten Bild.)

Beilage: „Handlungszeitung“. Nr. 18.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Bisch Stadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in der Kunsthandl. der H. G. Miller, S. Wagner u. Treichlinger, u. in J. S. Weissenbergs Papierhandl. (Servittensplatz) in Pesth, u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.

den von  
in u. be-  
Kieslein  
Nun ich  
stadt fünf-  
dies pro-  
ogot von  
ne Seite  
deleise so  
ehn Zah-  
nte." D.

är m li-  
verpro-  
nicht her-  
ntenstreit  
shmer ei-  
elbst ist,  
ut sich in  
gemacht,  
cht lassen  
achen —  
aran ha-  
iner sehr  
n Wette  
gethan?  
en, wa-  
ben Sie  
e haben.  
de, daß  
Abon-  
er Blatt  
die 229  
e die 10  
en selbst  
der gelo-  
r Sache  
ung auch  
debitirt  
neben-  
Haupt-  
ung —  
nzige  
u Kunst-  
v. Das  
zu 100  
staben-  
ktisch  
e Post-  
aus-  
Lokal-  
Blau-  
lauben  
e der-

enden  
ane des

8.

tritt im  
Miller,  
mtern.



Modes de Paris  
LE MIROIR